

*Im Knaur Taschenbuch Verlag sind bereits  
folgende Bücher der Autorin erschienen:*

Eine Nacht im November

Irgendwann in Marrakesch

Melodie der Erinnerung

Die Stunde der Schwestern

Das Haus unter den Zypressen

*Über die Autorin:*

Katja Maybach lebte viele Jahre in Paris und arbeitete in der Modebranche. Ihre Arbeiten wurden in zahlreichen Zeitschriften, unter anderem der italienischen *Vogue*, veröffentlicht. Nach einer schweren Krankheit begann sie erfolgreich, Romane zu schreiben. Die Autorin hat zwei erwachsene Kinder und lebt heute in München.

Katja Maybach

# Das Haus ihrer Kindheit

Roman

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat und Sie auf der Suche sind nach ähnlichen Büchern, schreiben Sie uns unter Angabe des Titels »Das Haus ihrer Kindheit« an: [frauen@droemer-knaur.de](mailto:frauen@droemer-knaur.de)

Originalausgabe März 2014

Knaur Taschenbuch

Copyright © 2014 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Gisela Klemt, lüra: Klemt & Mues GbR

Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Coverabbildung: plainpicture/Folio Images;

Alfred Buellesbach/VISUM creativ; FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51371-2

2 4 5 3 1

*Für Mirjam und David*



# Prolog

*Hongkong, 2001*

Jede Nacht stehe ich hier und warte, bis die Sonne über den Hügeln von Hongkong aufgeht, verschwommen im Dunst der Stadt. Ich beuge mich vor und presse mein Gesicht an das kühle Glas des Fensters, während ich die Yachten beobachte, die weit unter mir in der Deep Water Bay vor Anker liegen. Eine von ihnen löst sich aus dem Kreis und nimmt langsam Kurs auf den Hafen von Hongkong. Ein nächtliches Schauspiel, das ich seit Jahren kenne. Ich starre auf das dunkle Meer hinunter, auf das kurze Aufblitzen der Lichter an Bord der Yachten. Was fasziniert mich daran so sehr? Eigentlich nichts. Ich warte nur auf den Morgen, wehre mich gegen den Schlaf, der mir quälende Alpträume bringt, ich will nicht an die Vergangenheit denken, und doch drehen sich meine Gedanken darum, Tag für Tag, Nacht für Nacht.

Viele Jahre dachte ich an sie und das, was ich ihr angetan habe. Doch dann drängte sich stets das Bild des Mannes in meine Gedanken, den ich so sehr geliebt hatte, und ich fühle nur noch den eigenen Schmerz.

Diesen Mann zu lieben bedeutete Verzweiflung, Schwäche, auch Hass. Es dauerte lange, bis ich das Scheitern zugeben konnte und ihn gehen ließ, obwohl wir geglaubt hatten, unlösbar miteinander verbunden zu sein. Wenn ich die Augen schließe, sehe ich ihn immer noch vor mir, sein ungläubiges Lächeln, das Aufblitzen eines kurzen Bedauerns auf seinem Gesicht und seine Erleichterung in dem Moment, als er ging. Er konnte nicht schnell genug von mir wegkommen.

Nicht daran denken, nicht jetzt, nicht in diesem Moment, in dem ich die Grausamkeit des Alters erkenne, wie so oft, wenn ich nachts hier stehe. Ich bin in diesem Haus nicht glücklich geworden. Vielleicht, weil es nach Norden geht und von Norden die bösen Geister kommen, also ein schlechtes Feng Shui. Ich lebe schon zu lange in China, um nicht längst der Philosophie dieses Landes verfallen zu sein.

Das ist sicher der Grund, warum ich täglich hinunter zum Tempel von Kuan-yin gehe, der Göttin des Mitleides und des Erbarmens, um zu ihr zu beten.

»Kuan-yin«, sage ich jetzt beschwörend in die stille Dunkelheit hinein, »Kuan-yin, du hast mir nicht geholfen. Kuan-yin, hast du mich nicht verstehen können? Alles, was ich vor vielen Jahren tat, tat ich aus Liebe.«

Ich habe gelernt, Abstand zu meinem Leben zu gewinnen, versucht, die Vergangenheit zu vergessen, doch die Gefühle sind geblieben, und sie haben nichts von ihrer Intensität verloren.

Warum sind die Nächte so lang und quälend? Das liegt sicher am Alter, an der Angst vor dem Tod. Er wäre eine Wohltat, und doch möchte ich nicht sterben, obwohl ich lange genug gelebt habe.

Ich kann nicht mehr atmen, ich ringe nach Luft, wo ist Chang? Unruhig drehe ich mich um. Soll ich sie wecken? Den einzigen Menschen, der mich liebt, der mich versteht und dem ich mich anvertraut habe. Ich brauche sie.

Wir lebten noch keine drei Monate hier oben in den Hügeln über Hongkong, als sie zu mir kam. Ein Kind noch, verängstigt, schwächlich, gerade zwölf Jahre alt geworden. Sie stammt aus dem Hinterland und wurde damals von ihrem Vater an einen vorbeireisenden Händler verkauft. Eine Toch-

ter ist in diesem Land nichts wert, es sind die Söhne, die zählen.

Lange blieb sie stumm, und wenn ich nur die Hand hob, warf sie sich vor mir auf den Boden aus Angst, ich würde sie aus dem Haus jagen. Irgendwann brachte ich ihr die englische Sprache bei. Chang ist gescheit, sie lernte schnell. Ich dagegen habe ihre Sprache, Kantonesisch, niemals lernen können. Die vielen Zeichen mit den verschiedenen Bedeutungen verwirrten mich von Anfang an, bis ich meinen Lehrer schließlich entließ. Er war es auch, der Chang dem Händler abgekauft und sie mir als Dienstmädchen angeboten hatte. Ich gab ihr ein eigenes Zimmer, doch als ich einmal vorsichtig am späten Abend die Tür öffnete, lag Chang zusammengerollt in einer Decke auf dem Fußboden vor dem Bett. Ganz langsam nur begann sie zu glauben, dass es tatsächlich ihr Zimmer war. Dass ich ihr die Möbel geschenkt hatte, wie auch die Kleider, die sie nie trug. Chang kleidete sich zeit ihres Lebens in weite Hosen und in die Jacke der Arbeiterklasse. Und erst allmählich, wenn sie die Augen hob und mich ansah, erkannte ich ihre bedingungslose Liebe zu mir. Sie tat mir gut, da ich mich von *ihm* ständig abgelehnt fühlte, überfordert durch die Ansprüche, die er an mich stellte.

Als wir älter wurden, Chang und ich, eng verbunden durch die Einsamkeit, hängte ich mich an sie wie an eine Mutter, obwohl sie zwölf Jahre jünger ist als ich. Wo wir auch lebten – Macao, Singapur, Shanghai – überallhin nahm ich Chang mit. Ich brauchte ihre Gegenwart, ihre hohe, melodische Stimme, ihre Hand auf meiner Stirn.



Es gibt noch einen zweiten Menschen, der mich in meiner Einsamkeit besucht, Wang Tao, mein Arzt, ein *zhong yi*, ausgebildet in der traditionellen chinesischen Medizin. Wang Tao behandelt meine unerträglichen Kopfschmerzen mit Akupunktur, doch schon vor Jahren sagte er mir, dass es die Schmerzen meiner Seele seien, die durch den Körper sprächen.

Ich lachte ihn aus, zutiefst getroffen durch seine Worte. Heute ist auch er alt, noch kleiner geworden, noch zierlicher, und er trägt einen dünnen Kinnbart, den Bart des weisen alten Mannes. Ganz so abgeklärt ist er allerdings nicht, denn Tao hat eine junge Geliebte, die ihn nachts wärme, wie er mir erzählt, während mich seine dunklen, schmalen Augen listig anlächeln.

Diese beiden Menschen gehören zu mir, sind längst meine Familie geworden, die einzige, die ich habe.

Chang sagte neulich, ich solle die Geschichte meines Lebens aufschreiben, das würde mir helfen, die Vergangenheit zu überwinden, mich zu lösen, bevor ich zu den Ahnen gehe, wie sie sich ausdrückte.

»Meine Ahnen werden mich nicht freundlich empfangen«, hatte ich ihr spöttisch geantwortet.

Wieder schaue ich hinunter aufs Meer und in den Himmel, immer noch ist es dunkel und der Tag weit entfernt.

Warum ist unsere Liebe gescheitert?

Langsam drehe ich mich um. Ich habe Zeit, alle Zeit der Welt, und so setze ich mich an meinen Schreibtisch aus schwerem, geschnitztem Sandelholz, den *er* mir einmal geschenkt hat, und öffne meinen Laptop.

Wo soll ich beginnen?

Bei der Ankunft in Hongkong?

In der Morgendämmerung liefen wir im Hafen ein und fuhren langsam an einem englischen Kriegsschiff vorbei, daran erinnere ich mich noch. Auf der langen Reise war die Immunität der Kronkolonie ein unerschöpfliches Gesprächsthema der Passagiere gewesen. Die meisten hatten Europa verlassen, um den Angriffen der Deutschen, um Adolf Hitler zu entkommen, der bereits Frankreich besiegt hatte und aus der Luft einen Blitzkrieg gegen England führte.

Alle Passagiere standen an Deck und stießen entzückte Rufe aus, als wir bei unserer Ankunft auf die bunten chinesischen Schiffe hinuntersahen. Staunend folgten unsere Blicke den Dschunken und den kleinen Booten, auf denen Wäscheleinen gespannt waren, Kinder spielten und an niedrigen Tischen alte Männer saßen, die, über ein Mahjong-Brett gebeugt, nicht einmal hochsahen. Damals wusste ich noch nicht, dass dieses Spiel die große Leidenschaft der Chinesen ist, von der Frauen und Männer gleichermaßen besessen sind.

Ich stand an der Reling und hörte das laute Rufen und Jubeln der Menschen, die weit unter mir auf dem Quai standen und uns Europäern zuwinkten, die wir nach wochenlanger Fahrt in den frühen Morgenstunden in den Hafen einliefen. Ich sah hinunter auf das Gewühl der Menschen, die vielen Rikschas, die sich hindurchdrängelten, mir wurde schwindlig, und ich rang in der schwülen Luft nach Atem.

Als ich endlich wieder Boden unter den Füßen spürte und mich auf dem Quai umsah, erfasste mich Panik, bis ich *ihn* endlich im Gewühl entdeckte. Er lief mir entgegen und umarmte mich. Lange standen wir fest umschlungen zwischen den Rikschas, zwischen Menschen, die sich lachend und weinend in den Armen lagen.

»Ich werde dich niemals wieder loslassen«, flüsterte er mir ins Ohr.

Niemals?

Ich habe alles getan, um die Liebe dieses Mannes zu gewinnen, aber ich konnte sie nicht halten. Vielleicht konnten wir auch nicht damit umgehen, ein Verbrechen begangen zu haben. Aus Liebe, aus Egoismus, aus der Überzeugung heraus, das Schicksal nach unseren Vorstellungen ändern zu können. Wir sprachen niemals darüber, die Kluft zwischen uns wurde breiter, und irgendwann fanden wir keinen Weg mehr zueinander. Was blieb, waren Vorwürfe, Enttäuschung und auf meiner Seite bittere Reue, meiner Freundin so großes Leid angetan zu haben. Manchmal war ich nahe daran, ihr zu schreiben, doch es war Krieg, und irgendwann erzählte er mir, sie habe längst mit der Vergangenheit abgeschlossen, denke nicht mehr daran.

»Woher weißt du das?«, wollte ich wissen.

»Ich weiß es eben«, war seine kurze Antwort, und ich schwieg. Ich wollte es glauben, wollte mich endlich befreit fühlen.

Manchmal lasse ich die Erinnerung an die glücklichen ersten Monate zu, daran, wie wir zusammen durch die Stadt liefen, mit der bunten Straßenbahn hinauf auf den Peak fuhren und von dort, eng umschlungen, auf die Stadt hinuntersahen.

Doch die Illusion einer ewigen Liebe zerbrach. Sein »Ich werde dich niemals wieder loslassen« reichte nur für knapp zehn Jahre.

Seit er gegangen ist, lebe ich allein in diesem Haus. Ich habe eine Haushälterin von den Philippinen, einen Chauffeur, der auch Gärtner ist, und natürlich Chang. Das Haus

hat *er* mir zum Abschied geschenkt. Auch Geld habe ich genug.

Ich werde nicht lange brauchen, ich werde nur das Wesentliche schreiben. Worüber ich berichten will, ist schnell erzählt. Danach werde ich auf »Senden« drücken, und es wird wie eine Befreiung sein.

# Eins

*London, 2001*

Sir Alistair Flythe machte sich sorgfältig zurecht und steckte zum Schluss die Perlennadel in die Krawatte.

Er fühlte sich müder als sonst und stellte resigniert fest, dass sich seine Gedanken unablässig mit der Vergangenheit beschäftigten. Im Alter von neunundachtzig Jahren suchte er häufiger denn je nach Zusammenhängen, die den Kreis seiner Erinnerungen schließen konnten.

Er straffte seinen mageren Oberkörper, verließ das Ankleidezimmer und stieg vorsichtig die breite Treppe hinunter. Im Erdgeschoss erwartete ihn seine langjährige Haushälterin Glenda Hunt.

»Welchen Tee möchten Sie heute, Sir?«, fragte sie, nachdem sich beide förmlich einen guten Morgen gewünscht hatten und Sir Flythe auf das Esszimmer zusteuerte.

»Heute bitte den Darjeeling First Flush, aber nicht zu lange ziehen lassen, Mrs Hunt«, wies er sie an, »sonst wird er bitter.«

»Sir, habe ich Ihnen jemals bitteren Tee serviert?«

»Nein, nein«, antwortete Alistair Flythe zerstreut und setzte sich an den Kopf des langen Esstisches, an dem er täglich seine einsamen Mahlzeiten einnahm.

Während des Frühstücks verschanzte er sich hinter der *Times*, und wie jeden Morgen respektierte Glenda Hunt diese Geste. Sie signalisierte, dass er nicht angesprochen werden wollte. So schob sie noch die gerösteten Toastscheiben und die silberne Platte mit dem Rührei in Alistair Flythes Reichweite,

drehte sich um und ging in die Küche. Sir Flythe würde in exakt einer Stunde sein Frühstück beendet haben, also Zeit genug für Glenda, ihren Kaffee zu trinken.

Als sie schließlich durch die geöffnete Tür hörte, wie Sir Flythe seinen Stuhl vom Tisch abrückte, trank sie gemächlich ihre dritte Tasse Kaffee aus, denn von dem Moment an dauerte es noch weitere fünf Minuten, bis Alistair Flythe das Haus verlassen würde. Jeden Morgen führte ihn sein Weg vom Esszimmer aus zunächst in die Bibliothek. Ein letzter Schluck, dann erhob sie sich. Jetzt wurde es Zeit – damit sie rechtzeitig an der Haustür auf ihn warten und ihm in seinen Mantel helfen konnte. Seit dem Tod seines Butlers Singh vor einem Jahr gehörte dies ebenfalls zu ihren Pflichten.

Mit dem Mantel in der Hand stand sie bereit, doch heute blieb Alistair länger als sonst in der Bibliothek. Glenda lächelte in sich hinein. Glaubte Sir Flythe wirklich, dass sie seine liebenswürdige kleine Marotte nicht kannte?

Jeden Tag nach dem Frühstück verharrte er einige Minuten vor einem kleinen Gemälde, das über dem Kamin in der Bibliothek hing. Manchmal rückte er es zurecht, als habe es sich über Nacht verschoben, dann lächelte er zu dem Bildnis hoch, als grüße er die Frau, die darauf zu sehen war. Aber wer war sie? Die Lady auf dem Gemälde war sehr schön, und das Grau ihrer großen Augen harmonierte mit der Farbe des zarten Spitzenschleiers, der ihr Gesicht umspielte. Glenda hatte schon oft darüber nachgedacht, doch sie wagte nicht, Sir Flythe danach zu fragen. Er konnte die Frau unmöglich gekannt haben, auch wenn Alistair bereits neunundachtzig Jahre alt war. Das Bild hatte ein Künstler mit dem Namen Thomas Galsworthy gemalt, und es stammte aus dem Jahr 1881. Sir Flythe war erst im Jahr 1912 geboren.

Aber was fesselte ihn an dieser Frau auf dem kleinen Bild? Oder erwies er vielmehr dem Maler seine morgendliche Reverenz? Vielleicht hatte er auch nur eine Gewohnheit daraus werden lassen, ebenso, wie er regelmäßig die *Times* las?

Glenda wurde allmählich ungeduldig. Sie schlich zur Bibliothek und sah durch den Türspalt, dass Sir Flythe immer noch versunken vor dem Bild stand. Er murmelte etwas, und so zog sich Glenda diskret wieder zurück.

Sir Flythe bemerkte seine Haushälterin nicht, er dachte an die Frau, mit der ihn dieses Bild verband.

»Isla ...«, flüsterte er. »Isla.«

Isla Jones, Frau von Sebastian Jones. Ein charmanter Bursche, wie er zugeben musste, und ein Protegé des exzentrischen Lords Jeremiah Chester. Wie sonst hätten Sebastian und Isla Jones in Londons erster Gesellschaft verkehren können? Von Geburt an stand ihnen dieses Vorrecht nicht zu, doch niemand wagte es, einen Schützling Lord Chesters zu übergehen. Im Gegenteil, schon nach kurzer Zeit wurde das Ehepaar zum Mittelpunkt jeder Einladung. Oft dachte Sir Alistair an diese Zeit zurück, als Isla Jones zur bewunderten Ikone der Eleganz und des Charmes wurde. Kein Tag verging, an dem die Gesellschaftszeitung *Tatler* nicht über sie berichtete. Niemand hätte damals erwartet, dass eines Tages eine Tragödie passieren und ausgerechnet Isla Jones zur Ausgestoßenen der Gesellschaft werden würde. Noch ganz gefangen in seinen Erinnerungen ging Alistair Flythe auf Mrs Hunt zu und zog seinen Mantel an, den sie ihm entgegenhielt.

\*

Seit fünfundsechzig Jahren besaß Sir Alistair Flythe eine Galerie in der King Street, in unmittelbarer Nähe des Auktionshauses Christie's. Er hatte sie im Laufe der Jahrzehnte zu einer der ersten Adressen in ganz Europa gemacht. Auch heute noch war er jeden Tag dort, kaufte und verkaufte, veranstaltete Vernissagen, und bis vor einem Jahr war er sogar noch zu Versteigerungen nach New York und Paris geflogen. Er liebte seine Galerie, sie war sein Lebenswerk. Doch wie lange noch konnte er jeden Tag dort sein?

Wie lange hatte er noch die Kraft dazu?

Er wusste, dass sein Neffe Timothy, selbst schon Anfang sechzig, ungeduldig darauf wartete, sie endlich übernehmen zu können. Alistair mochte seinen Neffen nicht besonders, aber er war seine Familie, und es gehörte sich, sein Vermögen an einen Angehörigen weiterzugeben. Doch Timothy wusste nicht, dass Alistair ihm ein Schnippchen geschlagen hatte, wie Sir Flythe es in Gedanken nannte. Denn Timothy erbt nur fünfzig Prozent der Galerie, die anderen fünfzig Prozent bekam Alistairs langjährige Mitarbeiterin Alberta Beck. Beide hatten davon keine Ahnung, und dieser Gedanke gefiel ihm.

Als er vor der Galerie stand, spürte er, dass der Weg ihn angestrengt hatte.

»Guten Morgen, Sir.« Alberta Beck erwartete ihn bereits ungeduldig.

»Und? Hat sich jemand gemeldet, Miss Beck?«, fragte er gespielt gleichmütig, während er aus seinem hellen Mantel schlüpfte und ihn Alberta übergab. Er zeigte nicht gern Gefühle und wollte keinesfalls zu erkennen geben, wie angespannt er war.

Alberta Beck, eine Frau von vierundsechzig, die sich gern noch mit Miss anreden ließ, schüttelte bedauernd den Kopf.



»Leider nein. Aber Ihr Artikel ist ja erst gestern in *Art and Architecture* erschienen.«

Stumm sahen sie sich an, und Alberta bemerkte seine Enttäuschung, auch wenn er sich noch so viel Mühe gab, sie zu verbergen. Dazu kannte sie ihn lange genug.

»Es tut mir leid«, sagte Alberta bedauernd. »Wirklich.«

»Ist schon gut, warten wir es einfach ab.«

Alberta hatte das Magazin aufgeschlagen auf den Schreibtisch gelegt. Alistair nestelte seine Brille aus der Brusttasche des Jacketts und beugte sich über die Zeitung.

»Mein Artikel ist jedenfalls gut plaziert«, stellte er fest, »und die Fotos kommen schön zur Geltung.«

»Ja«, pflichtete ihm Alberta bei. Sie beobachtete genau, wie er mit einer schnellen Handbewegung über die Seite des Hochglanzmagazins fuhr.

»*Wer war Thomas Galsworthy?*« Die Überschrift des Artikels sprang jedem Leser sofort ins Auge, auch wenn er das Magazin nur durchblätterte.

Alberta kannte das Geheimnis des alten Mannes, zumindest teilweise. In der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg musste etwas geschehen sein, das für ihn von großer Bedeutung gewesen war und ihn mit dem Gemälde *Frau mit Spitzenschleier* verband. Jeder in der Kunstszene wusste es. Auch, dass im Haus des spleenigen Sirs eine Fälschung des Bildes hing. Sir Flythe hatte nie ein Hehl daraus gemacht, dass es eine Fälschung war, auch nicht daraus, dass er seit Jahrzehnten nach dem Original suchte.

»Sie sollten nicht zu viel erwarten«, warnte Miss Alberta ihn jetzt vorsichtig, »sonst sind Sie nur enttäuscht.«

»Ja, ja«, antwortete Alistair knapp und runzelte kaum merklich die Stirn. »Ja, ja, Miss Beck, wir werden sehen.«

## Zwei

Aiden Connors fuhr langsam die Fulham Road entlang und versuchte, im strömenden Regen die Häuser zu erkennen.

Er bremste scharf, als er durch die beschlagene Fensterscheibe vage Georgia ausmachen konnte, die vor der Tür eines Hauses stand.

Er sprang aus dem Wagen und lief die Stufen nach oben.

»Georgia!« Sie hörte ihn erst, als er direkt hinter ihr stand. »Es tut mir so leid, ich bin zu spät gekommen, und du warst schon weg. Mein Handy liegt vermutlich noch in der Kantine der Oper.«

Bevor Georgia erklären konnte, dass sie in diesem Moment erst mit dem Taxi vom Bahnhof St. Pancras gekommen war und der Fahrer ihr mit dem Gepäck geholfen hatte, zog Aiden sie an sich. Er küsste sie, und eng umschlungen standen sie im Regen und spürten ihn doch nicht.

Endlich löste sich Georgia aus der Umarmung, und sie betraten das elegante kleine Haus ihrer Freundin Jessica. Hier würde sie die nächste Zeit leben und am Opernhaus in Covent Garden mit Aiden zusammenarbeiten. Er war Regisseur und inszenierte *Tosca* von Giacomo Puccini, und sie sollte die Kostüme dafür entwerfen. Georgia war außer sich vor Freude gewesen, als sie das Angebot erhielt. Zum ersten Mal durfte sie an einem weltberühmten Opernhaus die Kostümausstattung übernehmen und dazu noch mit Aiden zusammen sein. Trotz der gemeinsamen Arbeit würden sie in den kommenden Wochen das haben, was sich Georgia immer ge-

wünscht hatte: Zeit, Zeit füreinander, Zeit, aus einer zweijährigen Affäre eine Beziehung entstehen zu lassen. Jessica verbrachte einige Monate bei ihrem Freund in Dubai, und so hatte sie Georgia ihr Haus in London zur Verfügung stellen können. Während die Tür hinter ihnen zufiel, küssten sie sich immer noch, bis sich Georgia aus der Umarmung löste.

»Aiden, ich bin völlig durchnässt, ich muss mich rasch umziehen«, erklärte sie lachend und griff nach ihrer Reisetasche. Aiden folgte ihr mit dem Koffer die Treppe hinauf in Jessicas Gästeappartement.

»Lass dir Zeit«, schlug er vor. »Ich habe eingekauft und etwas zu essen mitgebracht.«

Georgia hörte, wie Aiden leichtfüßig die Treppe wieder hinunterlief. »Ich dusche noch schnell!«, rief sie ihm nach und lauschte nach unten.

»Ist gut«, war seine Antwort, während er nach draußen ging, um die Einkäufe aus dem Auto zu holen. Georgia wartete, bis er wieder zurückkam und die Eingangstür hinter ihm zufiel. Auch Aiden kannte sich hier bestens aus. Jessica war eine gemeinsame Freundin, und durch sie hatten sie sich kennengelernt.

Nach dem Duschen schlüpfte Georgia in einen weißen, flauschigen Bademantel, band den Gürtel zu, während Aiden sie bereits von unten aus der Küche rief.

Georgia lächelte, als sie seine Stimme hörte. Sie freute sich auf lange Abende mit ihm, an denen sie Gespräche führen und ohne Zeitdruck zusammen sein konnten, und natürlich freute sie sich auch auf die gemeinsamen Nächte. Schnell kämmte sie sich die nassen Haare aus dem Gesicht und lief die Treppe hinunter.

Als sie das Speisezimmer betrat, blieb sie überrascht ste-

hen. Aiden hatte den Tisch festlich in den Farben Weiß und Grün gedeckt. Alles passte zusammen, das Tischtuch, die Kerzen, die Servietten. Am hübschesten waren die Maiglöckchen, verteilt in kleine, runde Vasen, passend zu Jessicas zartem Porzellan. Aiden lächelte ihr erwartungsvoll entgegen und öffnete bereits eine Flasche Wein.

»Ich habe einen Sancerre gekauft, deinen Lieblingswein.«

»Danke, Aiden. Und wie schön du gedeckt hast! Ich glaube, ich laufe noch mal schnell nach oben und ziehe mir etwas Passendes an«, schlug Georgia vor, zupfte an ihrem Bademantel und strich sich durch die kurzen dunklen Haare.

»Du siehst hinreißend aus«, erklärte Aiden und schenkte den Weißwein ein, während sie noch zögerte, dann aber doch Platz nahm.

»Die Tomatensuppe und auch das Hühnchen mit der Minzsauce habe ich schon zu Hause gekocht und in Töpfen mitgebracht«, sagte er, setzte sich ebenfalls und hob sein Glas. »Auf uns, auf unsere gemeinsame Zeit hier und auf eine gute Zusammenarbeit.« Nachdem sie einen Schluck getrunken hatten und Aiden gerade die Tomatensuppe auf die Teller verteilte, läutete Georgias Handy.

»Bitte, geh nicht dran, nicht jetzt!«, bat Aiden sie.

Georgia sah die Nummer auf dem Display, lächelte ihm entschuldigend zu, sprang auf und lief durch die Diele hinüber ins Wohnzimmer.

»Es ist meine Mutter!«, rief sie Aiden zu. »Ich muss drangehen.«

Erst nach einer Viertelstunde kam sie zurück und setzte sich Aiden wieder gegenüber.

»Entschuldige, dass es so lange gedauert hat«, murmelte sie.

Sie spürte, wie Aiden versuchte, seinen Ärger zu verbergen. Er wünschte ihr einen guten Appetit. Für einen Moment aßen sie schweigend, dann lobte Georgia die Suppe, doch er bemerkte kurz angebunden, sie habe durch das lange Warmhalten viel von ihrem Geschmack verloren. Schließlich erhob er sich, nahm die leeren Teller und ging damit in die Küche.

Durch die offene Tür beobachtete Georgia, wie er das Geschirr abstellte und das Huhn aus dem Backofen zog. Während er sich konzentriert über die Kasserolle beugte, fielen ihm die blonden Haare in die Stirn. Alles, was Aiden tat, geschah mit äußerster Konzentration, so als gäbe es in dem Moment nichts Wichtigeres.

Georgia lächelte, weil ihr unvermittelt der Abend einfiel, an dem sie sich kennengelernt hatten. Georgia lebte und arbeitete in Paris und war damals zu Jessicas Geburtstagsparty nach London gekommen. Sie war von Raum zu Raum gewandert, hatte sich mit Jessicas Freunden unterhalten und war dann an der offenen Küchentür stehen geblieben. Ein Gast tauschte sich intensiv und lautstark mit dem Koch über die Zubereitung von Soufflés aus. Der Gast war Aiden gewesen, und er gefiel Georgia vom ersten Moment an. Sie lehnte sich gegen den Türpfosten, bis er sein Gespräch beendete, zu ihr kam und sie mit einem Lächeln fragte, ob er für sie auch einmal ein Soufflé zubereiten dürfe.

»Wann?«, hatte sie ihn direkt gefragt. »Morgen?«

Doch Aiden schüttelte bedauernd den Kopf. »In ungefähr zwei Monaten.« Georgia verwünschte sich schon für ihre schnelle Frage und glaubte, er wolle sie abweisen, doch dann erklärte er ihr, er müsse am nächsten Morgen nach San Francisco, um dort die Oper *La Cenerentola* von Rossini zu insze-

nieren. Er fügte hinzu, dass er in London lebe, aber als Regisseur an großen Opernhäusern wie in Wien, San Francisco oder auch Houston inszeniere.

Während seiner Abwesenheit schrieben sie sich E-Mails, bis sie sich wiedersahen. Er machte auf dem Rückweg von San Francisco nach London kurz halt, um sie zu besuchen, doch dann blieb er über das ganze Wochenende bei ihr in Paris. Es folgten unzählige dieser flüchtigen Begegnungen. Manchmal kam Aiden für eine Nacht zu ihr, oder sie fuhr zu ihm nach London, aber auch nur für höchstens zwei Tage. Aiden teilte sich seine Wohnung mit einem Schriftsteller, und so waren sie selten allein.

Aber jetzt würden sie endlich Zeit für sich haben und sogar noch miteinander arbeiten. Als Aiden mit dem Zitronenhühnchen und dem Reis ins Speisezimmer zurückkam, lächelte Georgia ihn an.

»Danke für die Mühe, die du dir gemacht hast«, sagte sie. »Es tut mir leid, dass ich dich habe warten lassen.«

Die Spannung, die nach dem Telefonat aufgekommen war, löste sich.

»Wie geht es deiner Mutter?«, fragte er, während er den Reis auf die Teller verteilte. Aiden wusste, dass Hannah Atwell, Georgias Mutter, an einer schweren Herzinsuffizienz litt.

»Ihr Zustand hat sich in den letzten Wochen dramatisch verschlechtert«, antwortete Georgia. »Sie hat Atemnot, und das löst bei ihr Panik aus, gerade abends oder während der Nacht.«

Georgias Stimme klang so besorgt, dass Aiden nach ihrer Hand griff und sie fest drückte. »Versuch trotzdem, abzuschalten. Du hast gesagt, dass eine Pflegerin sie betreut, die auch nachts zu ihr kommen kann. Da ist sie doch in besten Händen.«

»Aber sie ist einsam«, antwortete Georgia. War es richtig gewesen, nach London zu gehen, während es ihrer Mutter so schlechtging? Sie schreckte aus ihren Gedanken erst hoch, als Aiden ihr erklärte, sie sei für die Einsamkeit ihrer Mutter nicht verantwortlich.

»Vielleicht hast du recht, Aiden. Aber ich kann nicht anders, sie ist schließlich meine Mutter.«

»Ja, schon. Allerdings hast du auch gesagt, dass die Beziehung zu deiner Mutter nie wirklich gut gewesen ist, im Gegensatz zu deiner engen Bindung zu deinem Vater.«

»Das ist richtig«, gab Georgia zögernd zu. »Sie war nicht unbedingt eine Mutter, wie man sie sich wünscht. Sehr kühl und ablehnend. Meine Beziehung zu ihr wurde erst nach dem Tod meines Vaters vor vier Jahren enger, als sie herzkrank wurde und mich brauchte.«

»Trotzdem musst du an dein eigenes Leben denken. Ich sehe doch, wie dich das quält. Als wir hier ankamen, warst du guter Laune, und seit dem Telefonat bist du deprimiert und würdest am liebsten den nächsten Zug nach Paris nehmen, habe ich recht?«

»Nein, das stimmt nicht«, widersprach Georgia.

Doch Aiden hatte sie durchschaut. Ihr erster Impuls war tatsächlich gewesen, sofort zurückzufahren.

Wieder läutete ihr Handy. Sie nahm das Gespräch an, aber dieses Mal blieb sie sitzen.

Während Georgia beruhigend auf ihre Mutter einsprach und ihr vorschlug, die Pflegerin für die Nacht zu holen, beobachtete sie, wie Aiden nach einem Magazin griff, das auf dem Beistelltisch lag. Lustlos blätterte er es durch, bis er offenbar an einem Artikel hängenblieb.

»Pass auf, Maman, wenn es irgend geht, komme ich nächs-

tes Wochenende zu dir. Aber ich kann es nicht versprechen. Ansonsten kannst du mich jederzeit anrufen.«

Aiden sah kurz von dem Magazin hoch und schüttelte den Kopf.

»Also, gute Nacht, Maman, und bis bald.« Langsam ließ Georgia die Hand mit dem Handy sinken.

»Steht etwas Interessantes darin?«, fragte sie und zeigte mit dem Kopf auf das Magazin.

»Ein Artikel über einen Maler aus dem neunzehnten Jahrhundert, dessen Bilder vor dem Zweiten Weltkrieg Höchstpreise erzielten. Sein Name ist Thomas Galsworthy.«

Doch Georgia hörte nicht richtig zu, ihre Gedanken beschäftigten sich noch mit ihrer Mutter.

»Sie braucht mich«, murmelte sie leise, während sie mit ihrem Handy spielte, als erwarte sie bereits den nächsten Anruf. Sie hörte, wie sich Aiden erhob und um den Tisch herumging, sah jedoch erst auf, als er sie vom Stuhl hochzog.

»Entschuldige, Georgia, das weiß ich ja. Aber nicht nur sie, auch ich brauche dich. Wir, wir brauchen uns. Vergiss das nicht!«

Er nahm ihr Gesicht in beide Hände und küsste sie zart auf ihre geschlossenen Augenlider.

»Ich habe dich so vermisst«, flüsterte Georgia. Aiden zog sie noch näher zu sich heran, und in ihrer Umarmung fanden sie sich wieder. Aidens Verärgerung und Georgias Anspannung lösten sich auf in dem Glück dieser Nähe und der Freude, einander endlich wieder zu spüren.